

Nr. 130. Bromberg, den 11. Juni 1937

Lilians indisches Abenteuer

Roman von **Katrin Holland.**

(6. Fortsetzung.)

Sie gingen getrennt an Land.

Lambertz, der sich darauf gefreut hatte, Lilian den ersten großen östlichen Basar zu zeigen, beobachtete verstimmt, ja wütend, daß sich Terence O'Rorke und das Mädchen von allen übrigen absonderten, um auf eigene Faust loszugehen.

„Komm, alter Junge", forderte ihn Schönlein auf, sobald er seine soeben an Bord gebrachte Post von daheim gelesen hatte, „oder hast du etwa im Sinn, auf der „Naldera" zu bleiben?"

„Hab' nichts an Land zu suchen."

Schönlein summte ein paar Takte irgendeines Schlagers, die ihm gerade einfielen. „Weißt du, boss", sagte er dann nachdenklich, „ohne Zweifel ist sie schön und vielleicht sogar nett, aber ist sie wirklich so wichtig, daß du plötzlich . . . hm — ganz trübsinnig wirst. Ich meine, mir gefällt ihr Galan nicht ein bißchen besser, seitdem ich ihn näher kenne."

„Vielleicht", entgegnete Lambertz nachdenklich, „vielleicht sind wir trotzdem auf falscher Fährte. Vielleicht steht er wirklich in gar keinem Zusammenhang mit all den merkwürdigen Umständen und ich habe mir alles eingebildet."

Schönlein sah erstaunt auf. Es verschlug ihm den Atem. „Ich glaube es nicht. Irgend jemand wollte verhindern, daß du das Schiff zur Zeit erreichtest. Man schickte dir eine gefälschte Depesche, man hat anscheinend gehofft, daß du, um Hubert beunruhigt, die Sache in London aufklären würdest. Als man sah, daß sie schon in Händen der Polizei lag, du somit nichts mehr tun konntest und bereit warst zu fahren, versuchte man, dich mittels eines Schlafpulvers den Zug versäumen zu lassen — man konnte annehmen, daß des Wetters wegen kein Flugzeug starten würde, mit dem du doch noch zur Zeit gekommen wärst. Warum dies alles? Warum solltest du nicht zu einem bestimmten Zeitpunkt in Bombay eintreffen?"

„Das frage ich mich auch."

„Und", fuhr Schönlein fort, „gleichzeitig wurde ein kleiner Autounfall arrangiert, um eine gewisse Miß Lilian Baker ebenfalls nicht zur Zeit abfahren zu lassen. Es muß ein Zusammenhang bestehen."

Lambertz zuckte verzweifelt die Schultern. „Leider bin ich ja deiner Meinung."

„Und ihr zwei, Lilian und du, ihr seid die beiden Menschen, die Hubert am nächsten stehen; es handelt sich also in diesem Falle um Hubert."

„Ich fürchte es."

„Also?" Schönlein sah ihn triumphierend an, stolz über seine eigene Logik.

„Sehr schön, mein guter Hippo! Du hättest Privatdetektiv werden sollen, anstatt bei mir Prokurist zu sein. Aber was hilft uns das alles? Wie paßt O'Rurke da hinein? Wir haben keinen Beweis."

„Nein", sagte Schönlein, „aber ich vertraue meinem Gefühl. Ich habe mich immer darauf verlassen können, glaube mir, es wird auch dieses Mal recht behalten. Und dann . . . so vieles ist merkwürdig. O'Rorke behauptet, nie in Indien gewesen zu sein und doch kennt er nach Muhammed Alis eigenem Ausspruch die Verhältnisse in Indien bei weitem besser, als der Durchschnittseuropäer, der einige Jahre dort gelebt hat."

„Merkwürdig."

„Weiter. Er gibt an, sein Geld verloren zu haben, als Abgesandter seiner Firma herüberzugehen, sozusagen als Angestellter. Aber ich will meinen Kopf wetten, der Kerl hat seine Autofirma so wenig nötig, wie wir fünfzig Pfennige Trinkgeld. Der ist reich."

„Wieso, er tritt nicht besonders auf."

„Nein, er spart vor uns an einem Whisky, aber er sendet Tag für Tag Radiokabel in die Welt hinein, die ein kleines Vermögen kosten."

„Woher weißt du das?"

„Laß das meine Angelegenheit sein, boss."

„Gut. Aber vielleicht gibt er sie im Auftrag seiner Firma auf."

„Keine Firma der Welt hat eine so weitverzweigte und zahlreiche Verwandtschaft."

Lambertz sah erstaunt auf und Schönlein fuhr leise lächelnd fort: „Sie wohnt in Belgien, in Peking, in Indien und in Schweden, in Japan wie in Afghanistan — seltsamerweise nur nicht in Irland und England."

„Ziemlich primitiv."

„Auch das kann Taktik sein. Weiter. Warum versucht er, Muhammed Ali einzuwickeln, Warum interessiert er sich so ungeheuer für die Verhaftung von dessen Vetter Bahadur Khan? Ich sage dir, boss, der Kerl stinkt zehn Meilen gegen den Wind nach Unrat."

„Wenn ich nur wüßte, wie es Hubert geht. Ich sandte eine Depesche ab und als Antwort kam das Telegramm als unbestellbar zurück. Ich mache mir wirklich Sorgen", sagte Lambertz niedergeschlagen. „Und doch, Schönlein, halte ich es für das beste, im Augenblick nichts zu unternehmen, ja selbst jedes Beobachten aufzugeben. Schließlich kann er uns bis Indien ja nicht davonlaufen."

„Meinst du?" fragte Schönlein. „Der ist mit allen Wassern gewaschen, mit allen Hunden gehetzt und im Fegefeuer links und rechts 'rum gebraten."

*

Es stimmte allerlei von dem, was Schönlein gegen O'Rorke vorgebracht hatte. Jedenfalls war Terence O'Rorke klug genug, um zu merken, daß die beiden Deutschen einen Verdacht gegen ihn hegten und er war zu gewitzt, um sie merken zu lassen, daß er wußte, wie sie zu ihm standen.

Das Schicksal — er nannte es zwar bei sich Pech und Stümperarbeit — hatte alle fein eingefädelten Pläne, Lilian und Lambertz die „Naldera" versäumen zu lassen, zunichte gemacht und dabei hatte er seine guten Gründe, alles zu tun, was in seiner Macht stand, um zu verhindern, daß sie mit der „Naldera" in Bombay eintrafen. Jetzt war es zu spät. Und das Mißlingen seines Planes hatte sie nur aufmerksam ge-

macht und gewarnt. Sie waren auf der Hut, diese verdammten Idioten, ihnen konnte er bis Indien kaum mehr etwas anhaben.

Blieb ihm also nichts anderes übrig, als gute Miene zum bösen Spiel zu machen.

Und man hatte Bahadur Khan verhaftet!

Wenn er wenigstens die Gründe, die diese Verhaftung veranlaßt hatten, kennen würde. Aber Muhammed Ali, der vielleicht etwas wußte, schwieg sich aus — und für ihn kam alles darauf an, zu erfahren, ob die Festnahme irgend etwas mit seiner Sache zu tun hatte!

Blieb ihm also nur noch Lilian.

Er beobachtete lächelnd — es war ein maskenhaftes, anerzogenes Lächeln — wie das junge Mädchen, entzückt über das bunte laute Leben des Basars, neben ihm ausschritt.

„Wenn Sie so weitermachen“, bemerkte er, „werden Sie in kurzer Zeit Ihr ganzes Geld ausgegeben haben.“

„Sie haben recht“, erwiderte Lilian, mit allerlei Päckchen beladen, und mußte doch schon wieder vor der Auslage eines Seidenstandes stehenbleiben.

„Sie würden mir eine große Freude machen, wenn Sie mir erlaubten, Ihnen dieses kleine Tuch zu schenken.“

„Aber gewiß“. Sie lachte fröhlich. „Wer bekommt nicht gerne etwas geschenkt? Ich habe schon als Kind die Deutschen um ihr Weihnachtsfest und ihren vollbehängten Christbaum beneidet. Meine Strümpfe waren mir immer zu klein und zu schmal.“

Hier war seine Chance. Wenn er wollte, so kehrte Lilian heute abend nicht auf die „Naldera“ zurück. Sie und er nicht.

Man würde eine Nachricht auf die „Naldera“ schicken, daß sie sich erst am anderen Morgen in Suez auf dem Schiff einfinden würden. Und wenn sie dort das Schiff versäumten . . .?

Aber konnte er sicher vor dem temperamentvollen mißtrauischen Lambertz sein, der keinen Takt zu kennen schien und, anstatt wie alle anderen etwa ein Liebesabenteuer anzunehmen, sofort eine Falle wittern würde? O'Rorke dachte haarscharf nach, nach außen hin heiter und amüsant, Lilian jene kleinen Geschichten erzählend, die er auf Lager hatte, während sie bei Simon Arzt Zigaretten einkauften. Setzte Lambertz als Freund des Bruders eine offizielle Stelle in Bewegung, so kam vielleicht ein Stein ins Rollen, der sich zur Lawine auswachsen konnte. Und Frauen waren unberechenbar!

Besser noch, er ließ es darauf ankommen; am allerbesten, er verstand sich Lilians Zuneigung zu erwerben. Ihre Freundschaft konnte ein weit wichtigeres Alibi für ihn bedeuten, als tausend andere Dinge. Gut, sollte die Geschichte diesmal schief gehen, die Hauptsache war, er war gedeckt und hatte damit den Weg für neue Taten offen.

„Kommen Sie, Miß Baker, lassen Sie uns im Sea Face Hotel frühstücken. Dort sitzt man bequem und das Essen ist anständig.“

„Woher wissen Sie das, wenn Sie nie vorher in Port Said gewesen sind“

„Ich pflege mich, wenn ich eine junge, schöne Frau einlade, im Baedeker zu orientieren.“

„Sehr weise.“

Etwas später saßen sie auf der Terrasse und Lilian, leicht ermüdet von dem langen Bummel im Basar, der Wärme und der ungewohnten Umgebung, lehnte sich tief in ihren Sessel zurück.

„Nun nur noch die Fahrt durch das Rote Meer, Aden, und in wenigen Tagen sind Sie in Bombay. Freuen Sie sich auf Indien?“

„Und ob“, sagte Lilian. „Hubert ist, wie Sie wissen, mein einziger Bruder, und wir hängen sehr aneinander, mehr wahrscheinlich, als andere Geschwister und . . .“ Sie brach ab.

„Major Arnstruthers, nicht wahr,“

„Ja, Major Arnstruthers. Woher wissen Sie?“

„Ein Mann, der eine Frau liebt, merkt leider, ob diese Frau geneigt ist, sich lieben zu lassen. Außerdem erwähnten Sie seinen Namen verschiedentlich im Gespräch mit Mr. Lambertz, den ich übrigens reizend finde. So offen und ehrlich, daß es fast manchmal an Unklugheit grenzt. Aber erzählen Sie mir von Arnstruthers — oder finden Sie diesen Wunsch unverständlich? Sie sind mit ihm verlobt, nicht wahr?“

Lilian schüttelte langsam den Kopf. „Nein“, sagte sie, „noch nicht. Mehr oder minder sind wir zusammen aufgewachsen.“

Reisendes Glück.

Und alles wird so sein wie heut,
Wenn du auch nicht mehr bist —:
Die Glocken streuen Frühgeläut,
Der Wind die Wolken hißt,
Des Reisens Glück schmückt Feld und Flur,
Der Schiffer Segel spannt,
Der Bauer zieht die Ackerspur
Durch aufgebrochnes Land —
Der Sommer goldet segenschwer
Auf dörflichem Geheg',
Nacht trägt den blauen Schleier her,
Der Mond läuft übern Weg,
Nach Alltags Last des Sonntags Ruh,
Das Leben schmeckt wie Wein —
Und alles wird, als lebtest du,
Wie heut und gestern, sein.

Margarete Koch.



„Eine Kinderliebe?“

„Vielleicht, wenn man es so nennen will.“

„Wie lange haben Sie sich nicht gesehen?“

„Beinahe fünf Jahre nicht.“

„Und Sie haben keine Angst, enttäuscht zu werden?“

„Nein“, sagte Lilian schnell, während sie mit einem jähen Aussetzen des Herzens dachte: Aber ich lüge ja. Natürlich habe ich Angst, jetzt . . . seit ein paar Tagen erst . . . seit Marseille, vorher war ich so sicher.“

Sie riß sich gewaltsam zusammen. Niemand sollte von diesen neuen Zweifeln etwas merken. Sie selbst wollte sie nicht einmal wissen. Oh, sie hatte sich noch nie so mordselend und miserabel gefühlt, wie in diesen letzten Tagen, wie während dieser Reise, auf die sie sich so gefreut hatte.

Da fuhr nun ein Mädchen von London nach Indien, um in einem fremden Lande einen Mann wiederzusehen, von dem sie wußte, daß er sie liebte und den sie selbst zu lieben glaubte und . . . und verliebte sich plötzlich in einen anderen.

Es ist nicht fair, tadelte sie sich hart, es ist nicht nur unfair, es ist gemein. Noch habe ich Eric nicht wiedergesehen und schon . . . ihr in Unordnung geratenes Herz quälte sie. Nie, sagte sie sich in dieser Minute, werde ich Eric diese Enttäuschung bereiten. Ich muß ihm seine Chance geben und ich muß aufpassen; ich darf mich nicht so gehen lassen. So billig und kindisch. Ich muß meine Gefühle kontrollieren. Ach, wären wir nur schon in Bombay. Wäre Eric nur erst da. Ich bin sicher, sobald ich ihn sehe, wird alles gut sein . . . muß alles gut sein . . .“

„Ich glaube, der Junge will etwas von Ihnen“, sagte sie, auf einen schmutzigen, kleinen Araberbengel zeigend, der sich am Fuße der Terrasse entlangdrückte und vergeblich durch kleine Zeichen O'Rorkes Aufmerksamkeit zu erregen versuchte.

O'Rorke schüttelte lächelnd den Kopf. Aber sein Gesicht hatte sich plötzlich gespannt. Und die Pupillen seiner Augen verengten sich. Gleich darauf vertrieb ein Kellner den herumlungernden Jungen.

„Sehen Sie“, sagte O'Rorke, „Sie haben sich geirrt.“ Aber wenig später stand er auf und als er wiederkam, trug sein Gesicht einen auffallend niedergeschlagenen Ausdruck. „Lilian — nicht wahr, ich darf Lilian sagen — es ist mir entsetzlich unangenehm, aber ich habe in der Halle einen Freund getroffen, den ich lange nicht gesehen habe.“

„So bitten Sie ihn doch an unseren Tisch.“

„Leider unmöglich. Er muß in wenigen Minuten nach Suez, und ich dachte, das beste sei, um die Gelegenheit auszunutzen, ihn bis Suez zu begleiten und morgen früh die „Naldera“ dort zu treffen.“

„Machen Sie sich um mich keine Sorgen, ich finde den Weg schon allein zurück.“

Er beugte sich über sie und zog ihre Hand an seine Lippen. „Lilian“, sagte er, und versuchte, einen Blick ihrer Augen zu erhaschen, „Sie selbst müssen fühlen, wie sehr ich bedauere, auf Ihre Gegenwart verzichten zu müssen.“

(Fortsetzung fol[illegible]

Der Ordensstern.

Eine lustige Scheffelgeschichte von Alfred Richter.

Im Mühltal bei Jena, hundert Schritt vor dem letzten Haus, lagerte ein Rudel Studenten. Die Füchse balgten sich im Gebüsch. Ein Jungbursch focht mit seinem knotigen Ziegenhainer eine siegreiche Mensur gegen einen Baum aus. Schwanitz, der Sprecher der Verbindung, stimmte endlich ein Anstichlied an. Irgendwann würde er schon kommen, der Studiosus Josef Viktor Scheffel aus Karlsruhe, der aus seiner Musenstadt Berlin herbeigewandert kam, um mit den Jenenser Blauen ihr erstes Stiftungsfest zu feiern. Das hatte er seinem Freunde Schwanitz versprochen, und nun waren sie ausmarschiert, um ihn nach der Sitte der Zeit feierlich einzuholen. Ein „Schall ein Vivat, schall ein Vivat!" empfing ihn, als er zwischen den Bäumen auf der Landstraße herankam, und im Triumph ging's mit ihm durch die Straßen und Gassen auf die Studentenkneipe.

Beim Frühschoppen wurden herrliche Reden gehalten. Gesungen wurde trefflich, das verstanden die Burschen gut. Das gemeinsame Mahl steigerte noch die frohe Stimmung. Am Nachmittag war der große Festumzug, berittene Chargierte voraus, und an ihm nahm eigentlich ganz Jena teil. Das gefiel dem Scheffel, der als Süddeutscher der gemütlichen Lebenshaltung zuneigte. Spät genug kam er auf seine bescheidene Liegestatt, und in aller Frühe wurde er wieder zu neuer Kurzweil geweckt. Am letzten Tage stieg, als Schluß der ganzen Veranstaltung, der große Bierstaat draußen in Ziegenhain. Scheffel wurde in ein Ritterkostüm gesteckt und feierlich zum Grafen vom Fuchsturm ernannt, bekam auch ein Diplom darüber, das er sorgsam aufhob. Alle waren vermummt und verkleidet. Viele Wagen füllten sie mit ihren drolligen Gruppen. Der Himmel war blau, die Luft rein und frühlingswürzig. Die Sonne blitzte in den Rüstungen. Mädchen standen und winkten und warfen Blumen — lieber Himmel, das war was für den Scheffel! Er stand in seinem Wagen und deklamierte, was ihm einfiel. Alles klatschte und rief „Bravo!" Auch das Trinken wurde nicht vergessen. Der Musikant, der die Pauke schlug, verlor sie und merkte es gar nicht. Dann löste sich von einem Wagen ein Rad ab, und die ganze Bemannung kollerte aufs Feld. Es war der lose Streich eines Witzboldes gewesen. In Ziegenhain hob dann die Kapitelung an. Ein jeder wurde von roten Henkern vor das Femegericht geschleppt und hatte einen guten Zug vom „Schwedentrank" zu tun. Scheffel tollte bei allem mit und wurde als würdiger Gast zum Schluß mit einem großen Ordensstern ausgezeichnet, einem Strahlenorden aus Blei, dem „Großen Kannenorden", der an braungelb-grünem Wollband aus dem Halse getragen wurde. Putzte man ihn, den schläfriggrauen, dann funkelte er mit einem silbernen um die Wette. —

Scheffel trug Land und Leute der heiteren Saalelandschaft noch lange im Herzen. Ja, wenn er im Lustgarten der Hauptstadt Preußens eine Amsel schlagen hörte, dann sah er sogleich die Thüringer Berge vor sich mit ihren Wäldern, hörte das gemütliche Platt der Jenaer Bürger und der benachbarten Bauern, die mit ihren Studenten fröhlich eins waren, und alle die guten Gesichter schauten ihn an — sowas nennt man Sehnsucht oder Heimweh!

An einem Sonntag aber, da die Natur herrlich prangte und alle Menschen beschwingt und zukunftsfroh daherschritten, schön geschmückt und festesfroh, kam über den schelmischen Liedersänger ein ganz vertrackter Gedanke. Er zog das Schubfach auf und nahm den Großen Ziegenhainer bleiernen Kannenorden an dem närrischbunten Wollbandstreifen heraus, rieb ihn, bis er blitzte, und hängte ihn sich um den Hals. Er hatte von seinem Fenster aus einen weißköpfigen würdevollen Herrn in Ordensschmuck vorübergehen sehen. War nicht heute im königlichen Schloß irgend was los? Sicherlich doch! Es liefen so viele Leute nach jener Richtung — — Scheffel warf sich in Gala, bedeckte sein Haupt mit dem feierlichen hohen Hut der Philister, setzte ein geheimrätliches Gesicht auf und stiefelte los, den Orden auf der Brust.

Für die Posten vor dem Schloß bestand die Vorschrift, bei Trägern bestimmter Ordensklassen „Raus!" zu rufen. Dann tosten die Gardisten, rasch die Helme aufstülpend, aus dem Wachtlokal herbei, traten ins Gewehr und präsentierten, daß es krachte. Exzellenzen, die solche Ehrung liebten, wandelten heute mit ihren Großkreuzen und Sternen an der Wache wie von ungefähr vorbei.

Aber was kam denn da für einer? Was war das für ein gewaltig großer, unmäßig blinkender Stern, den er mitten auf der Brust trug? Und wie gravitätisch schritt der Mann daher? Das konnte gar nichts Geringeres sein als irgend ein auswärtiger Prinz — — — „Raus!" brüllte mit Donnerstimme der aufgeregte Posten. Scheffel erschrak, aber er konnte nichts mehr verhindern. Schon standen die Garden da, schon schulterten sie das Gewehr mit grimmig entschlossenen Mienen, und schon präsentierten sie. Der Offizier, wie zur Bildsäule erstarrt, salutierte mit vollendeter Kunst. Die Bürger ringsher grüßten tief den so Geehrten, ohne ihn zu kennen.

Und der Studiosus der Rechtswissenschaft Scheffel aus dem Badischen da drunten, wo die Leute so gemütlich sind, daß einem das Herz aufgeht, schritt zierlich vorüber, lüftete soeben den Hut und sagte schnarrend, mochte er aus dem Inneren vor Lachen fast bersten: „Moj'n! Als er um die nächste Ecke war, lief er, aber es hat ihn keiner erwischt, weil keiner ihn verfolgte. Auf so viel Frechheit war vor einem königlichen Schlosse niemand gefaßt gewesen.

Das Wort von oben.

Skizze von Franz Friedrich Oberhauser.

Am blauen Himmel sammelte sich ein dunkles Gewölk. Die Hirten und die Senner auf den Almen sahen es und zogen die Stirne in Falten. Die Holzknechte beeilten sich mit der Arbeit. Selbst die Bienen und das andere tief summende kleine Getier spürte etwas davon und wurde erregt.

Der Mattl Tauregger kam vom Hocheck herab, wo er die Rinderherden beaufsichtigt hatte. Und der Georg Tauregger war auch unterwegs; er hatte Nachschau über den Stand der Dinge beim Schweizer gehalten, auch die Schafherden auf die Woll hin geprüft.

Der Mattl und der GGeorg waren Brüder. Aber wie das schon so oft vorkommt in den entlegenen Gegenden, wo noch das Recht klar und eindeutig ist, scharf und genau Unrecht und Böse vom Guten getrenntx wird, ohne viel Gericht und Richter, lediglich vom Gewissen allein . . . der Mattl redete mit dem Georg kein Wörtl. Selbst ihr einstiger großer Hof war mitten durch geschlagen, so breit war es zwischen den beiden Häusern, daß dort der Sankt Sebastian Platz hatte, der soviel Leid mitmachen mußte und dem Pfeile und Messer im Leibe staken. Ein paar dürre Gebüsche schlossen sich an ihn, ungepflegt wilderten sie zu dem Sockel hinauf. Niemand beachtete die alte, rissig gewordene Sandsteinfigur.

Das dunkle Gewölk war jetzt so groß geworden, daß jeden Augenblick das Gewitter losschlagen mußte. Beide Tauregger hatten sich längst gesehen, aber jeder war dem anderen ausgewichen.

Die ersten Tropfen fielen, und nirgends gab es ein Dach oder eine Unterkunft. So schritten die beiden Männer weiter. Auf Rufweite entfernt. Wie, wenn jetzt der Blitz den einen streifen würde? Der andere würde wohl nur den Kopf wenden und weitergehen. Seit über dreißig Jahren lag die Feindschaft zwischen beiden Familien. Der eine glaubte, der andere habe ihn um das ganze goldene Schatzwerk des Vaters betrogen. Der Alte war eines Tages aus dem Fels nicht mehr heimgekehrt.

Also blieb die Regelung unbesprochen. Hätte ja auch nichts genützt, da das Geld unauffindbar war. Der dunkle Verdacht, den jeder der beiden Brüder nährte, verdichtete sich nur. Ließ der eine ein neues Dach anbauen, lächelte der andere bitter. Stell'e der andere ein neues Rind in den Stall ein, nickte der eine verständnisvoll. Kein Wort half, nichts half. Kinder waren da, wurden groß, aber sie mußten die Grenze halten auf ihren Wegen; ja die Georgbuben hatten einen Umweg zu machen, um das große Eck, das sich in die Wiese des Mattlbauern schob. Selbst das Astwerk der Birnbäume und der Pflaumen, das über die Grenze in den nachbarlichen Garten hin, wurde abgesägt . . . Unerbittlich kann der Haß die Seele des Menschen verdunkeln.

Die beiden Männe schritten im strömenden Regen weiter. Ganz dunkel war es geworden. Sie sahen jetzt schon ihre getrennten Höfe unterhalb des Hanges liegen. Da begann es mit solcher Wucht zu wettern, daß es kein Weiterkommen gab.

Die Wasser sprudelten und rauschten, die Blitze jagten einer den anderen, und der Donner dröhnte erbarmungslos um die Erde.

Vorne auf dem letzten Hügelkopf stand ein Baum. Ein Nußbaum. Alt, breit. Der Mattl war der erste, der sich an seinen mächtigen Stamm lehnte. Aber der Georg, als er ihn erblickte, wendete sich ab.

„Gib acht", wollte der Mattl sagen, „der Blitz kann dich treffen."

„Eher vom Blitz getroffen werdedn, als neben so einer Teufelsseele stehen, wie du eine bist . . ."

„Gib einen Frieden, Georg, spott' nicht weiter!"

„Reich mir deine Hand nicht, die ist nicht sauber."

Aber keiner sagte alles dies laut. Der Georg hatte sich nur einmal umgewendet mit finsterem Blick, und der Mattl war einen Schritt weit vorgetreten. Er fühlte etwas wie Leid in sich aufsteigen. Vielleicht spürte dies der GeGorg, denn er blieb stehen.

„Da gibt's nichts zwischen uns", hörte ihn der Mattl schreien. „Unrecht ist Unrecht, aber es fehlen die Beweise! Da gibt es niemand, der das auslöschen könnt', niemand, der die Macht hätte, das . . ."

Aber der Georg Tauregger mußte plötzlich still sein. Vor ihm zuckte es gelb nieder, dann prasselte es mit aller Wucht. Die Bäume schüttelten sich, und der Regen rauschte mächtiger. Und jetzt erst sahen beide . . . auch der Mattl, den es zu Boden geschleudert hatte, daß der Blitz eingeschlagen hatte. Im Hof? Im Haus? In welchem Teil? aber nein, weder da noch dort. Den Sankt Sebastian hatte er gespalten, daß die Stücke auseinanderielen und eine eiserne Kiste bloßlegten. Als die beiden Tauregger dorthinkamen, blinkte ihnen das Gold entgegen, das der Vater einst fürsorglich für die Söhne gesammelt hatte.

Die beiden Männer sprachen nichts. Sie reichten sich schweigend die Hände. Der Regen rauschte, als wollte er alles Böse fortschwemmen, alles Unheil, alles Dunkle. Die Wolken teilten sich, der blaue Himmel kam selig leuchtend wieder . . . Immer noch standen die Männer nebeneinander und hielten sich fest, innig. Was war geschehen, Nichts weiter. Ein Wort war gefallen. Ein Wort von oben!

Die Stadt der Königin von Saba entdeckt?

Eine französisch-amerikanische Expedition, die Ende vorigen Jahres zur Erforschung Innerarabiens und der Entdeckung der sagenhaften Stadt der Königin von Saba auszog, hat dieser Tage ihre Arbeiten in Arabien abgeschlossen.

Von einem Fluge über das Innere Arabiens brachte im März des Jahres 1934 der französische Flieger M. Malraux seltsame Berichte über eine bisher völlig unbekannte uralte Stadt in der Nähe von Naith, etwa tausend englische Meilen südöstlich von Jerusalem, mit nach Hause. Um die Wahrheit seiner Aussagen zu beweisen, legte er Luftaufnahmen vor, die tatsächlich die Ruinen und Wälle einer halbverfallenen in uralter Architektur erbauten Stadt zeigten. Die Archäologen und Erdkundler zerbrachen sich den Kopf über diese merkwürdige Ortschaft. Sie nahmen schließlich an, daß es

die sagenhafte Stadt der Königin von Saba

sei. Das Pariser Anthropologische Institut faßte zusammen mit amerikanischen Wissenschaftlern den Plan, eine Expedition auszurüsten, die nach den Weisungen und Kartenskizzen des Fliegers Malraux nach jener Stadt vordringen sollte.

Graf de Prorok übernahm die Leitung der Expedition, die am 15. Dezember 1936 Paris verließ. Von der Küste des Roten Meeres fuhren die Forscher, um in das Innere der glutheißen arabischen Wüste zu gelangen, in Automobilen bis zu der Stadt Sana, die als letzter Vorläufer die Verbindung mit der zivilisierten Welt herstellt. Hier blieben die Autos zurück.

Kamele trugen mehr als tausend Kilometer die Männer über ausgedörrten Sand,

durch vertrocknete Flußbette und zu winzigen Oasen, die Stützpunkte für Räuberhorden und wilde Eingeborenenschwärme sind. Oft mußten sich die Forscher mit der blanken Waffe gegen die Angriffe feindlicher Wegelagerer wehren, wenn gütliches Zureden oder Geschenke nicht mehr halfen.

Die Nahrungsmittel, die die Expedition bei sich führte, reichten nur wenige Wochen, und von Zeit zu Zeit erschienen zu ihren Häupten an vorher genau festgelegten Plätzen

Flugzeuge, die ihnen neue Eßwaren herabwarfen.

Es war oft ein Marsch auf Tod und Leben, um bei Verzögerungen durch schlechte klimatische Bedingungen oder die Unwirtlichkeit des Bodens noch zum festgelegten Zeitpunkt die Stelle für die Lebensmittelübernahme zu erreichen. Das Essen bestand in erster Linie aus Reis, Datteln und kondensierter Milch. Bei längerer Rast vergruben die Forscher ihre Nahrungsmittel in den Boden, um die direkte Sonnenbestrahlung zu verhindern.

Nach Wochen und Monaten kamen die Männer in die Gegend, in der sie die Stadt vermuteten. Wieder vergingen Tage vergeblichen Suchens, immer unterbrochen und gestört durch feindliche Araber, bis ein Expeditionsmitglied tatsächlich den ersten Fund machte. Es war ein primitiv zurechtgehauenes Feuersteinzeugwerk. Wie eine Erlösung wirkte der kleine, zunächst unbedeutende Fund auf die Expedition. Aufs neue begann die Arbeit.

Die Umrisse einer versunkenen Stadt mit Wällen und Mauern, mit Häusern und Straßen traten zutage.

Immer mehr kamen die Forscher zu der Ansicht, daß sie hier auf dem Boden des verlorenen biblischen Landes von Ophir standen, das Hunderte von Forschern der Erdkunde zu entdecken trachteten, das die Wissenschaftler erforschen wollten, und das Flieger suchten.

Nicht leicht war die Rückkehr der Expedition nach Sana. Erste Funde, die vorausgeschickte Kuriere an die großen Verkehrswege zwischen Asien und Europa brachten, sind jedoch bereits in dem Pariser Anthropologischen Institut eingetroffen. Es sind

Menschenschädel, deren Alter nach ersten Untersuchungen auf weit über dreitausend Jahre geschätzt wird.

Die Hauptlast der Ausgrabungen kam auf den Rücken von zweihundert Kamelen bis Sana. Zahlreiche Tiere wurden unterwegs Opfer der Überfälle feindlicher Eingeborener, die in der ungewohnten langen Karawane einen willkommenen Anlaß zu Räubereien erblickten. Graf de Prorok teilte im übrigen mit, daß die Forscher in wenigen Wochen wieder in Paris sein wollen. Ehe sie die endgültige Rückfahrt antreten, wollen sie noch einen kleinen Abstecher auf die kleinen, der arabischen und iranischen Küste vorgelagerten Inseln machen, um hier nach Überresten der alten phönizischen Kultur zu suchen.

Die Sommermonate werden den Mitgliedern der Expedition Gelegenheit zu einer gründlichen Untersuchung der Funde und Ausgrabungen geben, aber schon im Herbst soll eine neue Expedition hinausfahren, die noch größer und umfangreicher als die erste sein wird.



Bunte Chronik



Bernhardiner degeneriert

Keine weitere Aufzucht der Hunde?

Nach dem unbegreiflichen Überfall, den die Hunde des St. Bernhard vor einigen Wochen, wie gemeldet, auf die kleine Tochter eines Schweizer Arztes verübten, wobei die Kleine von einem wütenden Tier vollständig zerrissen wurde, wird nun bekannt, daß in letzter Zeit ähnliche Vorkommnisse beobachtet worden sind. Drei Hunde mußten unter besondere Bewachung gestellt werden. Der Vater des ums Leben gekommenen Mädchens fordert, daß das Kloster auf die weitere Aufzucht der Bernhardiner-Hunde verzichtet. Die Gendarmerie hat bereits die Tiere, die damals das Unheil anrichteten, töten lassen. Man fürchtet, daß die berühmte Bernhardiner Rasse jetzt degeneriert ist.

Verantwortlicher Redakteur: Marian Hepke; gedruckt und herausgegeben von A. Dittmann T. z o. p., beide in Bromberg